

### **III. 33.**

## **Helene Nielsen**

### **Lahr**

## **Als Mädchen von den Russen vergewaltigt und verschleppt**

*Eine tieftraurige Lebensgeschichte: Am 16.1.45 naht die sowjetische Front in **Plautzig/Allenstein** in **Ostpreußen**. Auf dem Bahnhof verliert sie ihre bei den kleinen Geschwister, die sie einem Bauern mitgegeben hat. So bleibt sie mit ihrer Mutter und gerät in die Hände der russischen Soldaten, die die zusammengetriebenen Mädchen „des nachts“ vergewaltigen. In Insterburg wird sie in Viehwaggon verladen, Ziel: **Kupesck (Ural/Sibirien)**. Erst arbeitet sie in der Krankenbaracke, dann auch im Kohlebergwerk, wo auch deutsche Kriegsgefangene arbeiten. Ergreifende Geschichte, wie die Frauen diese Männer zu Weihnachten 1948 beschenken. Nach vier Jahre Zwangsarbeit dann zurück nach Schleswig-Holstein. Eine Tante in Schweighausen ruft sie und ihren Mann nach Reichenbach, wo sie heute lebt. Alle ihrer acht Geschwister haben überlebt, sechs Brüder kommen aus der Gefangenschaft zurück. Der Text ist eine Kopie aus einem Kapitel der Ortschronik Reichenbach, fünf Seiten.*

### **Menschliches Leid - Folge des Zweiten Weltkrieges**

Zusätzliche Tragik des Zweiten Weltkrieges sind die Schicksale der Vertriebenen und Deportierten aus deutschen Ostgebieten. Was in den Nachkriegsjahren an menschlichem Leid sich abzeichnete, läßt sich vergleichen mit jenen Katastrophen, die der Dreißigjährige Krieg oder gar die Hunneneinfälle heraufbeschworen hatten. Männer und Frauen, Kinder und Greise wurden zu Tode gefoltert; Frauen vor ihren Männern, Mädchen vor ihren Eltern und Geschwistern vergewaltigt. Menschenleben schien wertlos; der seit Generationen erworbene Besitz wurde zwangsenteignet. Millionen Menschen blieb nur die Flucht, und dies in eisiger Winterkälte. Die Fluchtstraßen der großen Trecks waren markiert von Toten. Viele ertranken beim Überqueren der Flüsse oder fanden als Flüchtige auf der „Wilhelm Gustloff“ den Tod in den Fluten der Ostsee.

Männer und Frauen wurden ohne Rücksicht auf Familie und Gesundheit deportiert und zu Zwangsarbeit weit hinter den Ural transportiert. Ein solches Schicksal traf Frau Helene Nielsen, die nach vierjähriger Zwangsarbeit in einem Kohlenbergwerk eine erste Unterkunft in Schleswig-Holstein fand und im Zuge nachfolgender Umsiedlungen eine neue Heimat in Reichenbach erhielt. Mit Frau Nielsen kamen 160, später nochmals 50 Heimatvertriebene nach Reichenbach. Sie alle haben sich der Lebensgemeinschaft des Dorfes eingeordnet und fühlen sich in neuer Umgebung zu Hause. Um jenes Zeitgeschehen für kommende Generationen festzuhalten, soll der Erlebnisbericht von Frau Helene Nielsen der Ortschronik beigefügt sein.

## **Millionen Menschen auf der Flucht**

Zu ihnen zählte auch Helene Nielsen, die niederschrieb, was sie erlebte. Und so beginnt ihr Bericht:

Am 14. Januar 1945 fuhr meine Mutter zu meinem Vater nach Graudenz und ich blieb mit meinen jüngsten Geschwistern zu Hause in Plautzig, Kreis Allenstein. Schon von weitem hörte man den Kanonendonner der unweiten Front. Am Donnerstag, 16. Januar, kam der Ortsdiener und sagte, daß wir uns auf eine Flucht vorbereiten sollten. Da wir neben der Tischlerei auch Landwirtschaft hatten, habe ich das Vieh versorgt und ging dann zum Nachbar, der mich und meine kleinen Geschwister zum zwölf Kilometer entfernt wohnenden Großvater bringen sollte.

Wir sind abends zu dem Bauern hinübergewandert; dort wurden meine Geschwister schlafen gelegt und ich selber ging in das zwei Kilometer entfernte Dorf, um mich beim Bürgermeister abzumelden. Dieser sagte nur, daß sich jeder retten solle, der es nur könne. Zu der Zeit kam der Sohn des Bürgermeisters nach Hause und teilte mir mit, daß meine Mutter schon unterwegs nach Hause sei, wo sie am nächsten Morgen eintraf. So bereiteten wir uns kurz auf die Flucht vor.

Die ganze Nacht über zogen die Flüchtlingstrecks durch unser Dorf mit viel Geschrei und Gejammer. Am 19. Januar fuhren wir mit dem Bauern, der unser auf dem Wagen hatte, zur Bahnstation Stabigotten im Kreis Allenstein. Dort warteten wir bei grimmiger Kälte auf einen Zug, der uns wegbringen sollte. Da der Zug auch nach stundenlangem Warten immer noch nicht eintraf, die Russen aber bereits in der Nähe waren, wollte meine Mutter mit uns Kindern und dem Bauern zu nahe wohnenden Verwandten gehen, die aber nicht mehr da waren.

Vorher war meine Mutter mit dem Gepäck in Bahnhofnähe stehen geblieben und schickte mich mit den kleinen Geschwistern und dem Bauern voraus. Da die Verwandten nicht angetroffen wurden, gab ich meine zwei Geschwister dem Bauern mit, der mit dem Wagen wieder zum Bahnhof fahren wollte, während ich meiner Mutter entgegenging. Als Mutter und ich beim Bahnhof angekommen waren, waren der Bauer und die kleinen Geschwister wie vom Erdboden verschwunden. Nach verzweifelterm Suchen gingen meine Mutter und ich zu anderen Verwandten, bei denen wir übernachten konnten.

Es war eine grauenvolle Nacht. Viele Geflüchtete berichteten von den Grausamkeiten der Russen, die in die Dörfer eingefallen waren, zum Beispiel Reußen, wo mein Großvater wohnte. Wir blieben zwei Tage in Stabigotten bei Verwandten und kehrten dann durch den Wald in unser Dorf zurück. Unterwegs begegneten wir Russen, die mich mitnehmen wollten, aber durch Mutters Flehen weitergehen ließen. Zu Hause angekommen, fanden wir unser Dorf verwüstet. In unserem Haus sah es fürchterlich aus. Federbetten waren zerstoßen, und die Federn flogen herum. Auch andere Bewohner des Dorfes waren zurückgekehrt, außer dem Bauern, der meine Geschwister mitgenommen hatte. Zur Nacht schliefen wir mit drei Familien zusammen, die die jungen Frauen und Mädchen versteckten. Denn jede Nacht kamen die Russen, um sich ihre Opfer zu holen.

Ein paar Tage später kam ein Bauer aus dem Nachbarort und sagte, er solle Mädchen zusammenholen, die Soldaten betreuen sollten. Er habe den Auftrag von den Russen erhalten. In drei bis vier Wochen würden alle wieder zurückkommen. Meine Mutter ahnte Schlimmes und packte warme Sachen für mich ein, auch Lebensmittel. Sie sagte zum Abschied: „Tochter, wir sehen uns nicht wieder.“ Ich hörte sie noch lange weinen und schreien.

Der Bauer, der uns abholte, brachte uns nach Hohenstein in ein Gefängnis, wo uns mehrere Russen bewachten. Immer in der Nacht wurden wir zum Verhör geholt, von denen jedes Mal etliche nicht zurückkehrten, auch meine Kusine nicht, die dort ebenfalls eingesperrt war. Unterwegs von Hohenstein nach Insterburg über Partenstein teils zu Fuß, teils mit Lastwagen, sahen wir Reste von Flüchtlingstrecks, die von den Russen überrollt worden waren, in Flüssen und Gräben liegen, Menschen am Straßenrand erfroren. Ein grauenhaftes Bild bot sich uns. Wenn wir zu Fuß unterwegs waren, mußten wir über die Toten steigen. Ich selber suchte dabei immer meine zwei kleinen Geschwister, von denen ich ja immer noch nichts wußte. Alle jungen Frauen und Mädchen wurden des nachts von den Russen geholt und vergewaltigt, wobei es furchtbar zuging.

Auf dem Fußmarsch nach Insterburg wurde in Mohrunen in einem Sägewerk Halt gemacht, wo sich auch Volkssturmmangehörige befanden. Da es bei den Russen Sitte war, daß die Männer zuerst Essen empfangen, entdeckte ein 15-jähriges Mädchen ihren Vater. Sie rief dem Vater zu: „Vater, ich bin hier.“ Alle Männer guckten nach oben zu den Fenstern des Sägewerkes, wo das Mädchen stand. Der bewachende Russe hob sein Gewehr und schoß dem Mädchen ins Gesicht, das bald danach starb. Dem Vater konnte es heimlich mitgeteilt werden.

So ging es weiter bis Insterburg, wo wir am 1. März 1945 in Viehwaggons verladen wurden. Niemand wußte, wohin die Reise geht. Die einzige Nahrung war hartes Brot und kaltes Wasser. Im waggon war nur ein Rohr, wo man die Notdurft verrichten konnte. Es stank fürchterlich. Der Zug hielt nur, wenn Tote herausgeworfen werden mußten. Von Läusen gar nicht zu reden, denn man konnte sich nicht waschen. Daß wir in Rußland angekommen waren, merkten wir beim Halt des Zuges an dem Gegröle der russischen Weiber.

Anfang April 1945 waren wir an unserm Ziel, nämlich Kupesk (Ural/Sibirien). Das Lager, in das wir marschierten, trug die Nummer 1079. Es war ein großes Barackenlager, in dem nur deutsche Kriegsgefangene, Männer und Frauen, untergebracht waren. Im Lager wurden wir ärztlich untersucht, ob jemand schwanger war. Die kräftigen Frauen mußten im Kohlenbergwerk Unter- und Übertage arbeiten. Da ich selber zu schwach war, mußte ich die Kranken betreuen. Viele Frauen starben, darunter auch zwei meiner Kusinen. Ich wurde bestimmt, die Toten zu begraben, die im Keller lagen. Sie wurden mit Brechstangen freigelegt, auf Wagen verladen und in ein Loch geschüttet. Weil meine zwei Kusinen unter den Toten waren, versteckte ich mich. So mußte eine andere Frau an meiner Stelle zum Verscharren gehen, die dann ein paar Tage später an Leichenvergiftung starb.

Ein Vierteljahr später mußte auch ich im Kohlenbergwerk untertage arbeiten. Die Arbeitszeit betrug meistens 8 bis 14 Stunden. Anfangs erhielten wir als Verpflegung Kohlsuppe, Fischsuppe und Hirsebrei. Als wir nach Monaten Geld für die Arbeit ausgezahlt bekamen, mußten wir für Verpflegung selber sorgen. Das ging so vor sich, daß in einer Küche gekocht wurde, für das Essen mußten wir dann bezahlen.

Einmal im Monat mußten alle Lagerinsassen zum Entlausen. Als wir im Bergwerk arbeiteten, regnete es an manchen Stellen durch, so daß wir total durchnäßt waren und steifgefroren ins Bad kamen, wo wir erst die Kleider auftauen mußten, um sie ausziehen zu können. Hierbei habe ich mir schweres Rheuma, Blasen- und Nierenleiden geholt. Außerdem hatte ich Bauchtyphus und wurde im Krankenhaus behandelt. Viele andere waren ebenfalls daran erkrankt. Im Bergwerk war Gas ausgeträumt, so daß ich mit einer Gasvergiftung ins Lazarett kam, wo ich durch Schläge ins Gesicht wachgehalten wurde, denn Einschlafen wäre tödlich gewesen.

Ein schlimmes Erlebnis hatte ich im Bergwerk: Ein Wolgadeutscher, der mein Hauer war, verunglückte tödlich. Ich war Zeuge und wurde verhört und mußte später zum Gericht. Man wollte mich zu Zwangsarbeit verurteilen, weil ich angeblich zu spät „Hilfe“ gerufen hätte. Da aber der Natschalnik (Leiter) sich für mich einsetzte und meine Unschuld beteuerte, wurde er verurteilt.

Heiligabend 1947 war mein Hauer krank, so daß ich keine Kohle zu schippen brauchte. Dafür mußte ich die leeren Waggons ranholen. Als ich nach dem letzten Waggon lief, rief in mir eine innere Stimme: „Lauf schnell!“ Der Stimme folgend, lief ich so schnell ich konnte, um den Waggon zu holen. Eine andere Helferin kam mir entgegen, um mir zu helfen. Als ich bei dem Waggon ankam, stürzte plötzlich die Decke ein, so daß das Förderband stehenblieb. Durch den Schock versagte meine Stimme, und ich konnte mich auf Rufen nicht melden. Erst allmählich bekam ich die Stimme wieder. Sanitäter holten uns beide dann auf die andere Seite. Noch kurz vorher hatten wir Weihnachtslieder gesungen und von zu Hause erzählt.

### **Weihnachten 1948 in russischem Lager**

Wenn auch viele Einzelheiten unerwähnt bleiben müssen, um den Rahmen dieser Schilderung nicht zu sprengen, so soll doch an Weihnachten 1948 erinnert sein. Es war das Jahr nach dreijähriger Gefangenschaft. Wir haben im Kohlenbergwerk gearbeitet und ziemlich unsere Norm geschafft, so haben wir etwas mehr Geld bekommen. Unser Essen konnten wir bezahlen. Wenn Geld übrig blieb, kauften wir Wolle und strickten Strümpfe, denn wir hatten nur Lumpen um die Füße gewickelt, darüber noch Wattesocken. Mit der Zeit hatten wir auch Stoff und nähten, natürlich mit der Hand, Hemden, Blusen und Röcke.

Es war auch das Jahr, in welchem wir mit deutschen Soldaten mehr Verbindung aufnehmen durften. Obwohl sie uns schon längere Zeit im Kohlenbergwerk ablösten, war es nur ein kurzes Begrüßen, dann hieß es: „Dawei, Dawei, Biestre, Biestre!“ Trotzdem war es für uns eine große Freude, die paar Minuten sie zu sehen. So ging es Tagein, Tagaus, ob Tagschicht oder Nachtschicht. Wenn jemand einen Freund

hatte, und es waren nicht wenige, mußten sie es heimlich tun, und wehe, sie wurden erwischt. Aber die Sehnsucht, mit Deutschen zusammen zu kommen, war größer als die Angst.

Im Juli 1948 war es soweit, daß wir im Lager, das nicht weit von der sibirischen Grenze lag, die Soldaten besuchen durften. Natürlich mit Wachtposten, ohne wäre es zu gefährlich. Sie veranstalteten einen bunten Abend mit Tanz. Die Musikinstrumente hatten sie selber gebastelt. Wir Frauen konnten dann unser Herz ausschütten und den Tränen freien Lauf lassen. Es war ein herrliches Gefühl der Geborgenheit, denn wenn man in der weiten Welt so verlassen ist, weiß man diese herrlichen Augenblicke zu schätzen.

Unsere Leidensgenossen durften auch uns im Lager besuchen. So verging die Zeit schneller und das Weihnachtsfest rückte heran. Wir Mädels beschlossen, allen Soldaten, die bei uns im Schacht arbeiteten, eine kleine Weihnachtsfreude zu machen. Weil ich die Stubenälteste war, schlugen die anderen vor, daß ich mit dem Gruppenältesten, der von den Soldaten Vati genannt wurde, sprechen sollte. Wir gingen fleißig ans Werk, strickten, nähten, backten aus erübrigtem Brot schöne Torten, sowie Kleingebäck. Auch Süßigkeiten wurden gekauft. Dann wurden die Päckchen mit Liebe gepackt. Oben ins Päckchen kam ein Tannenzweig mit einer Kerze. Ich selber und der so genannte »Vati der Soldaten« gingen in den Umkleideraum, um den Bademeister zu fragen, ob er die Päckchen mitnehmen wolle. Er stimmte uns begeistert zu.

Als ich aber den Mann sah, blieb mir vor Überraschung der Mund offen. Es war ein Schulfreund von mir, den ich etliche Jahre nicht gesehen hatte. Nun kam der Heiligabend. Wir hatten Spätschicht. Um 22 Uhr zogen wir mit den Päckchen aus dem Lager und lieferten sie dort ab. Als wir in den Schacht runterkamen, wünschten wir uns gegenseitig ein gesundes Weihnachtsfest. Unsere Leidensgenossen gingen nach oben. Als die Mitternachtsstunde kam, legten wir die Arbeit nieder, erzählten uns, wie schön doch der Heiligabend zu Hause war, und sangen, mit Tränen in den Augen, Weihnachtslieder.

Die Russen wußten nicht, was sie tun sollten, denn ohne uns konnten sie nicht arbeiten. Sie riefen den „Natschalnik“, das heißt den Chef. Dieser war von den Weihnachtsliedern so hingerissen, daß er nichts zu sagen wagte. Es mochte ziemlich eine Stunde vergangen sein, als er sagte, wir hätten schön gesungen, sollten aber doch jetzt an die Arbeit gehen. Es war für uns die stillste Nacht. Niemand hatte ein Wort gesprochen, sondern es ging jeder seinen eigenen Gedanken nach.

Als wir am Weihnachtsmorgen, schwarz im Gesicht, hochkamen, berichteten zwei Soldaten vom Heiligen Abend. Als sie ins Lager kamen, brannte eine Laterne, und der Raum war dunkel. Da befahl der Stubenälteste, eine Reihe zu bilden. Jeder sollte warten, bis sein Name aufgerufen werde. Alle hatten Angst und meinten, Arrest zu bekommen. Doch dann sahen sie die Päckchen und ihre Augen strahlten. Sobald jeder sein Päckchen hatte, gingen sie zu ihrer Pritsche und machten es auf. Zuerst brannte ein

Licht, dann wurde es immer mehr bis der Raum hell erleuchtet war, und wie von selbst erklang das Lied „Stille Nacht, Heilige Nacht“.

Als das Lied verstummte, meinten alle, so innig und gläubig hätten sie das Lied noch nie gesungen. Wir gingen zufrieden und voller Freude in unser Lager und aßen Frühstücksbrot. Es hatte uns noch nie so geschmeckt wie an diesem Weihnachtsmorgen. Die Freude der Soldaten war gleichzeitig unser schönstes Weihnachtsgeschenk. So sangen alle das Lied „Menschen, die ihr Wort verloren“ und legten uns zur Ruhe.

### **Heimkehr im Herbst 1949**

Im Herbst 1949 drang die Nachricht durch, daß sämtliche Lager aufgelöst würden. Unser Lager wäre jetzt an der Reihe. Da diese Parolen schon des öfteren umliefen, glaubten wir nicht daran. Erst als nach und nach die Deutschen aus dem Kohlenbergwerk herausgezogen wurden, stieg in uns die Hoffnung, wieder nach Hause zu kommen. Erwähnen möchte ich noch, daß deutsche Kriegsgefangene uns im Schacht ablösten und wir so mit ihm Kontakt bekamen. Diese Kriegsgefangenen konnten im Herbst in die Heimat fahren, während wir Anfang Dezember verladen wurden.

Wir glaubten erst daran, als wir die Grenze nach Deutschland überquerten. Das schönste Erlebnis war, als wir in Friedland den Zug verließen und von einer Musikkapelle mit dem Lied „Stille Nacht, Heilige Nacht“ empfangen wurden. Da blieb kein Auge trocken. Anschließend wurden wir gebeten, in eine Kirche zu gehen, wo die Weihnachtsbäume brannten und Weihnachtslieder erklangen. Danach wurde jeder mit einem Weihnachtsgeschenk und einem Verpflegungspaket überrascht.

Da ich wußte, daß meine Schwester in Niebüll/Schleswig-Holstein war, ließ ich mich nach dort entlassen. Dort wurde ich ärztlich behandelt und anschließend zur Erholung geschickt. Meine Tante, die in Schweighausen wohnte, schickte mir das Reisegeld zu, sie zu besuchen. Ich blieb drei Wochen bei ihr, und kehrte dann nach Niebüll zurück. Doch hatte ich noch keine Wohnung. Meine Tante, die zwischenzeitlich nach Lahr umzog, war öfter schwer krank und hatte niemand für ihre Kinder. Ihr Mann war vermißt. Sie bat mich, mit Hilfe der Caritas eine Umsiedlung nach Lahr einzuleiten. Zusammen mit meinem Bruder bin ich dann über das Lager Ettenheim zu meiner Tante gekommen. So erhielt ich eine Wohnung in Reichenbach.

In Schleswig-Holstein hatte ich meinen später Mann kennen gelernt, der ebenfalls nach Lahr mitgekommen war. In Reichenbach haben wir dann 1952 geheiratet. Unsere Töchter wurden 1954 und 1958 geboren, 1979 haben wir ein Eigenheim gebaut.

Zu erwähnen ist, daß wir nach zweijähriger Tätigkeit in Rußland Postverbindung mit der Heimat erhielten. Meine Mutter teilte mir mit, daß meine zwei kleinen Brüder mit den Bauern nach Pilla gezogen waren. Als sie erfuhren, wie viele Schiffe untergingen, kehrten sie in den Heimatort zurück, wo meine Mutter die

verloren geglaubten Kinder in die Arme schließen konnte. Ich hatte acht Geschwister, davon war eine Schwester in Dänemark, sechs Brüder in Gefangenschaft oder verschleppt. Alle kehrten wieder zurück. Ich war die Letzte, die aus der Gefangenschaft heimkehren durfte.

***Helene Nielsen***